

Datenschutz und Datenklau – die Exklusivität sozialer Strukturen

Beitrag für Open Commons Linz 2014

Ein guten Tag zusammen.

In diesem Vortrag möchte ich die Frage stellen und versuchen zu beantworten unter welcher Voraussetzung Datenschutz und Datendiebstahl überhaupt als gesellschaftliche Probleme entstehen, und unter welcher Voraussetzung sich diese Probleme ändern können.

Worüber ich nicht sprechen möchte ist, was man tun muss, um Datenschutz herzustellen oder Datendiebstahl zu verhindern. Der Grund dafür ist, dass ich kein unabhängiger Experte bin, der genau weiß was in diesen Fällen richtig und was falsch ist. Mir geht es nicht darum, eine Lösung vorzutragen und für Akzeptanz zu werben, sondern mir geht es um ein Nachdenken über die Herkunft dieser Probleme. Denn ich vermute, dass wir es mit einem Prozess der Problemerkennung zu tun haben. Wie komme ich dazu?

Die Frage was persönliche Daten, was zu schützende Daten sind und was nicht, kann nämlich niemand so einfach definieren. Der Beweis für ist die Vielzahl der Experten, die das Gegenteil behaupten. Und jeder redet von etwas anderem.

Ich möchte in diesem Vortrag wenigstens andeutungsweise versuchen zu zeigen wie persönliche Daten überhaupt entstehen können oder wie wir dazu kommen, etwas als persönliche Daten zu akzeptieren. Denn was persönliche Daten sind und was nicht hat keine beliebige Normalität und kann sich ändern.

Anfangen möchte ich mit einem Steckbrief aus dem Jahre 1799, der in der Schweiz verbreitet wurde. Gesucht wurde damals ein Mann wegen einer Straftat. Die Hintergründe sind nicht wichtig, es mir nur um den Text des Steckbriefes. Der lautet:

“Hans Rudolf Weber, Streckschneider genannt, von Menziken, im Distrikt Kulm, Kantons Aargau, bey 67 Jahren alt, ist von besezter (gedrungener) Statur, ohngefähr 5 Schuh 6 Zoll Bernmaaß hoch, hat ein grobes und blaßes Angesicht, graue, hart am Kopfe abgeschnittene Haare, auch graue Augenbrauen, graue Augen, eine dike eingedrückte Nase und einen großen Mund. Er trägt alte, mit Lappen besezte zwilchene Pantalons, einen alten zwilchenen Kittel, ein altes rothes Leiblin und über dasselbe ein Camisol von halbbaumwollenem Tuche, alte, zerrißene wollene Strümpfe und sehr schlechte Schuhe mit Schnallen von

verschiedener Façon."

Der Text enthält den Namen des Gesuchten, seinen Wohnort, sein Alter, eine Beschreibung des Gesichts und eine sehr genaue Angabe seiner Kleidung. Warum war die Beschreibung der Kleidung so wichtig?

Nun, der Steckbrief stammt aus der Vorzeit der Industrialisierung. Der größte Teil der Bevölkerung, insbesondere die ländliche Bevölkerung, konnte nicht einfach über Kleidungswechsel verfügen. Kleidung war Handarbeit und darum teuer. Für die meisten Menschen war es unüblich, über mehrere Garnituren, sagen wir über verschieden "Datensätze" von Kleidung zu verfügen. Das bedeutet, dass die Kleidung über eine Person Auskunft geben konnte, weil aufgrund der Nichtverfügbarkeit von Kleidungswechseln eine soziale Struktur der Exklusivität entstand.

Was heißt das? Weil Verfasser und Leser dieses Steckbriefs von einander wussten, dass die in dem Steckbrief bezeichnete Person nicht so einfach über andere Kleidung verfügen konnte, war es für diejenigen, die diesen beschriebenen Datensatz wahrnahmen, beinahe ausgeschlossen, dass es sich in dem Fall um eine andere als um die gesuchte Person handelte. Natürlich wäre Irrtum möglich gewesen, aber er war unwahrscheinlich, wenigstens war Irrtum unter diesen Bedingungen der Exklusivität jederzeit behandelbar.

Das heißt: die Person wird durch eine Struktur der Exklusivität identifizierbar. Denn es ist die Struktur, also das, was die Leute von einander darüber wissen, was für den jeweils anderen ausgeschlossen ist, die zu erkennen gibt, was von dem Datensatz zu halten ist und nicht der Datensatz selbst. Ohne diese Struktur wird die Aussagefähigkeit des Datensatzes sehr fraglich.

Das wird aber erst bemerkt, wenn diese Struktur der Exklusivität zerfällt oder sich ändert. Dann wird erkennbar wie sehr die Möglichkeit der Identifikation ein sozial geregelter Zusammenhang der Zuordnung von Daten und Personen ist und ohne eine solche Struktur gar nicht möglich wäre. Eine Identifikation konnte im 18. Jahrhundert gelingen, nicht weil Auskunft über die Person und die Auskunft über einen Datensatz übereinstimmten, sondern weil trotz einer Differenz zwischen diesen Auskünften die Struktur der Exklusivität einen Irrtum erschwerte.

Bevor aber diese Struktur nicht zerfallen war, konnte das nicht so einfach bemerkt werden, weshalb es in dem Steckbrief lapidar heißt: Der Gesuchte trägt diesen Kleidung.

Das heißt: die Differenz erkennt man erst, wenn diese Struktur zerfällt und nur weil es sich um eine

Differenz handelt, kann die Struktur unter bestimmten Bedingungen zerfallen, nämlich unter der Bedingung industrieller Produktion von Kleidung, ihre Verbilligung, unter der Bedingung eines Anstiegs von sozialer Mobilität und Fragmentierung des öffentlichen Raumes. In dem Fall kann Kleidung kein Datensatz mehr sein, der über Personen Auskunft gibt, weil in dem Fall eine Information über jederzeitigen Kleidungswechsel möglich wird.

Heute ist Kleidung für uns kein Datensatz, der über Identität Auskunft gibt. Wir behandeln Kleidung nur als Datensatz, der über Geschmack Auskunft gibt und durch Geschmacksfragen findet soziale Sortierung statt.

Wir verlangen für die Wahrnehmbarkeit von keinen Datenschutz. Nicht weil Kleidung kein persönlicher Datensatz ist, sondern weil niemand darüber exklusiv urteilen kann.

Entsprechend entsteht Datenschutz als Problem nicht aus Gründen der Geheimhaltung. Nicht, weil wir, auch wenn wir nichts zu verbergen hätten, Geheimhaltung wünschen, sondern weil wir nicht informiert sind, wenn ein exklusives Recht auf Bestimmung und Zuordnung von Datensätzen vergeben, bzw. wie im Fall von Google und Facebook erworben wurde.

Nicht weil meine persönlichen Daten etwas über mich aussagen oder aussagen könnten, sondern: weil ich nicht weiß, was mir jemand aufgrund exklusiver Verhältnisse als persönliche Daten zurechnet oder zuordnet. Darum entsteht eine Paranoia. Die Paranoia ist nicht zuerst subjektive Angst oder Misstrauen, sondern entsteht durch eine soziale Ordnung des Nichtinformiertseins oder Nichtinformiertwerdens. Und diese gleiche Ordnung gilt auch für die Polizei oder Geheimdienste, die dann ebenfalls einer Paranoia unterliegen, was auch für Datensammler gilt, denn jeder Datensammler hat einen Konkurrenten. Und auch Konkurrenz erzeugt Nichtwissen.

Man sieht an dieser Stelle, dass es mir darum geht, eine andere Unterscheidung zu wählen als diejenige, die wir normalerweise anwenden. Gewöhnlicherweise beurteilen wir diese Problematik mit der Unterscheidung von Recht und Unrecht, wobei immer, scheint mir, von zu vielen Voraussetzungen ausgegangen wird, die als normal oder selbstverständlich genommen werden. Daher entsteht diese Verwirrung.

Mir geht es stattdessen um die Unterscheidung informiert und Nichtinformiert und möchte fragen wie es sein kann, dass wir gar nicht informiert sind oder uns nicht so leicht informieren können? Diese Ordnung entsteht nicht durch Beschluss, durch Vereinbarung, nicht durch Abkommen und schon gar nicht auf Befehl

oder dergleichen. Sondern sie schleicht sich als Veränderungsprozess, der diese Ordnung herstellt, und der wir uns nicht so leicht widersetzen können, weil wir nicht wissen – wenn ich das so sagen darf – wie uns geschieht. Wenn man fragen möchte woran man Neues erkennt, dann würde ich sagen: an dieser Überraschungserfahrung kann man Neues erkennen.

Es ist ein Allgemeinplatz aller Statistik, dass Daten nicht für sich sprechen. Es muss immer etwas voraus gehen, durch das Daten, ihre Sammlung, Verknüpfung, Auswertung und Interpretation möglich werden. Vorausgesetzt sind immer Theorien, Beobachtungen, Hypothesen, irgendwelche Erkenntnisinteressen, die Kriterien für Erhebung, Sortierung und Deutung liefern. Diese Voraussetzungen können durch statistische Verfahren nicht gewonnen werden. Das bedeutet: alle Statistik ist epistemologisch naiv.

Das ist kein Vorwurf an die Statistik, sondern etwas, das Statistiker, die etwas von ihrem Fach verstehen, jederzeit zugeben würden. Statistik ist keine Wissenschaft ist. Entsprechend kann man mit Statistik sehr viel Blödsinn produzieren, was übrigens unser Alltagserfahrung entspricht.

Statistik kann die Voraussetzungen nicht liefern, die gebraucht werden um statistische Ergebnisse zu bekommen. Das gilt auch für die gigantische Datenmengen. Keine Datenmenge gibt Auskunft darüber was man mit ihr anfangen könnte, wenn man das nicht schon weiß.

Wenn man die Einsicht akzeptiert, dann darf man auch fragen, woher diese Voraussetzungen, die Theorien, Beobachtungen, Hypothesen und Bewertungen eigentlich kommen, wenn man sich nicht der Naivität überlassen möchte, dass sie einfach gegeben sind. Denn woher kommen Gegebenheiten?

Nun handelt es sich dabei um eine alte Frage, die vornehmlich von Philosophen zwar ständig behandelt, aber genauso schlecht beantwortet wird. Dass diese Frage von der Philosophie schlecht beantwortet wird, kann man daran erkennen, dass nach Durchlauf einer Diskussionsroutine diese und ähnliche Fragen immer wieder neu gestellt werden.

Die Antworten der Philosophie genügen niemals, was vielleicht daran liegen kann, dass die Philosophie das Problem nur ungenügend in Erfahrung gebracht hat. Denn Philosophen gehen immer davon aus, dass subjektive Erkenntnisinteressen und subjektives Erkenntnisvermögen von Menschen die Ursache liefert. Und an dieser Stelle müssen Philosophen aufhören zu fragen, woher denn diese subjektiven Ursachen kommen, weil sie sonst in einem Zirkel landen und nicht weiter kommen.

Entsprechend machen Philosophen in dieser Hinsicht kurzen Prozess und belassen es bei der Behauptung, dass es am Wesen des Menschen selbst liegen muss. Und da sich diese Antwort als sehr ungenügend erweist, fangen sie bald mit der selben Frage wieder von vorne an.

Wie kann man, wenn weder Statistik noch Philosophie die Frage beantworten können, woher die gegebenen Voraussetzungen kommen, darüber nachdenken?

Mein Vorschlag lautet:

Gegebenheiten sind soziale Ordnungsergebnisse, die besonders aus gesellschaftlichen Strukturen der Exklusivität entstehen; es handelt sich dabei um Ergebnisse, die ohne solche Strukturen nicht zustande kommen könnten.

Exklusivität ist eine soziale Kategorie, die bewirkt, dass Menschen von einander wissen können, was für andere ausgeschlossen ist oder ausgeschlossen sein könnte, und entsteht nämlich dann, wenn Information über Strukturänderungen entsteht. Denn auch Strukturen sind nicht einfach nur gegeben, sondern sind selbst Ordnungsergebnisse, die durch Veränderung entstehen.

Das heißt: Strukturänderung informiert über Struktur und nicht andersherum.

Und wenn man fragen möchte woher die Strukturänderung kommt, dann würde ich antworten: durch gesellschaftliche Lernprozesse. Denn Lernen bedeutet Veränderung. Und diese Lernprozesse lösen die bekannten Probleme nicht zuerst auf, sondern bringen diese Probleme überhaupt erst in Erfahrung.

Strukturänderungen kann besonders daran erkennen, dass mit ihnen immer auch neue Möglichkeiten entstehen, neue Techniken, neue Produkte, neue Verfahren, neue Horizonte öffnen sich und folglich entstehen auch neue Fragen, Hypothesen, Vermutungen und neue Ideen. Die neuen Möglichkeiten, um die es in diesem Fall geht, sind digitale Daten, ihr Massenaufkommen, ihre Verwendung und Verfahren ihrer Auswertung.

In einem Satz formuliert: Hypothesen sind soziale Ermittlungsergebnisse und entstehen nicht zuerst als subjektive Spekulation. Subjektive Spekulation findet natürlich statt, aber sie entscheidet nicht über das Zustandekommen einer sozialer Ordnung.

Die Struktur der Exklusivität hinsichtlich der Datenverwendung möchte ich folgendermaßen bestimmen. Was ist in unserem Fall dasjenige, das wir als ausgeschlossen für einander voraussetzen können?

Ich würde sagen: Für uns ist Nichtwissen um die Sammlung, Verwendung, Verknüpfung und Auswertung von Daten aller Art vorausgesetzt. Wir wissen, dass wir

Daten hinterlassen, wir wissen vielleicht auch noch um den Unterschied von absichtlich und unabsichtlich hinterlassen Daten. Aber das war es auch schon.

Keiner von uns - was auch für Datensammler gilt - ist gut darüber informiert, was andere über uns wissen, wissen können, wissen wollen, wissen dürfen oder wissen werden. Wir wissen nicht einmal sehr gut wer die anderen eigentlich sind.

Dieses Nichtwissen ist sozial verteilt und ist die Voraussetzung dafür, dass Fragen gestellt, Hypothesen aufgeworfen, Vermutungen angestellt und Bewertungen vorgenommen werden.

Ich beobachte nun ausgehend von dieser Diagnose wenigstens zwei Möglichkeiten, mit denen man auf dieses Nichtwissen reagieren kann. Eine Möglichkeit ist die Verbreitung von Hoffnung und Angst. Hoffnung verbreiten diese Big-Data-Verkäufer und diese Post-Privacy-Ideologen. Und Angst wird hauptsächlich von Journalisten und kritischen Intellektuellen verbreitet. Beide Fälle sind Strategien der Lernverweigerung. In beiden Fällen handelt es sich um Trotzreaktionen, um der Schwierigkeit des Problems und seiner Erfahrung aus dem Wege zu gehen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil mit Angst und Hoffnung gute Geschäfte machen kann.

Und die andere Möglichkeit wäre folglich sich der Härte des Problems auszusetzen und Lernbereitschaft akzeptieren.

Und dann gewinnt man einen anderen Standpunkt, nämlich einen Standpunkt, der zunächst einmal nur wenig Gewissheiten, wenig Klarheiten und wenig Sicherheiten und viele Irrtümer eröffnet. Unser normales Verhalten besteht darin, dass wir, wenn wir Nichtinformiertheit feststellen, uns zunächst einmal darum bemühen, die Informationssituation zu verbessern. Normalerweise handeln wir nach der Maxime, die lautet: bevor ich urteile brauche ich mehr uns verlässlichere Informationen. Tatsächlich halte ich es für fraglich, dass das so noch einfach geht. Denn: wer soll prinzipiell besser informiert sein als ich? Wenn man antworten, es gäbe dafür zuständige Experten, dann gilt diese Antwort nur solange, wie man sich mit einem einzigen unterhält. Denn ein einzelner ist bestimmt besser informiert als ich. Aber höre ich einem zweiten Experten zu stelle, dass diese beiden sehr verschieden informiert sind und dann kann ich nicht mehr ermitteln wer besser informiert ist.

Ich glaube nicht, dass Expertenvertrauen wirklich weiter hilft und das macht die Sache noch etwas schwieriger.

Also könnte ich davon ausgehen, dass nicht nur ich

schlecht informiert bin, sondern alle anderen auch und nun schaue ich darauf, wer von denen ebenfalls Lernbereitschaft mitbringt.

Meine Überlegung wäre also von denen zu lernen, die selber Lernbereitschaft zeigen.

Das ist zwar auch nicht so einfach, kann aber klappen.

Und einen, den ich kennen gelernt habe ist der Herr Stefan Pforte, der vorhin sein Projekt vorgestellt hat.

Deshalb ich möchte zum Schluss ein paar Bemerkungen über die Arbeit von Herr Pforte machen.

Was finde ich daran so interessant?

Wenn ich eine Definition für Open-Data finden müsste, dann würde ich das folgendermaßen versuchen. Open-Data nennen wir frei zugängliche Daten. Das kann nicht bedeuten, dass diese Daten beliebig zugänglich sind, denn Beliebigkeit lässt kein Selektionskriterium zu. Wie kommen wir dazu von Open-Data zu sprechen? Ich würde sagen, offene Daten können als solche genutzt werden, wenn ausgeschlossen ist, dass irgendwer ihre Verwendung monopolisieren kann, sprich: wir haben eine soziale Struktur der Exklusivität, die Exklusivität selbst ausschließt. Eine soziale Struktur ist das deshalb, weil die Beteiligten übereinander auf spezielle Weise was die Herkunft der Daten betrifft informiert sind. Nun ist diese Paradoxie nur auf der Bedeutungsebene der Wortwahl auffällig. Auf der operativen Ebene der Verwendung dieser Daten spielt diese Paradoxie keine Rolle. Aber sie spielt eine Rolle für die Beurteilung der Auswertungsergebnisse, weil ja die auszuwertenden Daten zwar frei sind, aber die Ergebnisse, die auch Daten sind, nach einer anderen soziale Struktur beurteilt werden können. Das heißt: die Auswertungsergebnisse können sehr wohl exklusiv behandelt werden und müssten es eigentlich auch, weil andernfalls die Beurteilung der Ergebnisse relativ viel Verwirrung erzeugt. Denn Exklusivität sorgt immer auch für eine Einschränkung des Beurteilungshorizontes, Exklusivität funktioniert wie ein Filter, das Einschränkung bewirkt, und dadurch kann man Stimmigkeit erkennen, Plausibilität, dadurch werden Irrtümer vermieden und vor allen Dingen macht Exklusivität den Nutzwert der Ergebnisse interessant. Würde all das wegfallen, dann wird die Beurteilung der Ergebnisse sehr uninteressant, weil dann zu viele Möglichkeiten der Beurteilung entstehen und dann geht das nicht so gut.

Was ich nun an der Arbeit von Herrn Pforte interessant finde ist folgendes: Was wäre, wenn das Auswertungsverfahren, das sich gegenwärtig noch im Entwicklungsstadium befindet, als Auswertungsmethode

wie eine „open-method“ angewendet würde, wenn also diese Methode und ihre Anwendung in eine soziale Struktur des paradoxen Ausgeschlossenseins von Ausgeschlossenem eingelassen ist.

Das hört zwar theoretisch sehr kompliziert an, praktisch ist es aber auch. Deshalb möchte ich versuchen, die Überlegung auf eine verständliche Ebene herunter zu brechen.

Normalerweise sind wir gewohnt die Produktion von Daten aller Art für die Kommunikation zwischen Menschen zu betreiben, einfach gesagt: von Menschen für Menschen. Für uns ist normalerweise die Produktion von Daten mit der Erwartung verknüpft, dass sie für andere Menschen eine besondere Bedeutung haben. Und wir reagieren dann auf Kommunikation entsprechend, weil wir wissen, es haben Menschen darüber nachgedacht, sie haben dabei irgendetwas empfunden oder haben etwas geglaubt. Und es geschieht nicht selten aus dem Grund, bei anderen Menschen etwas zu verändern. Daraus resultieren dann diese ganze Diskussionen, wenn es um Täuschung geht, Manipulation usw. Diese Konflikte entstehen, weil wir gelernt haben auf Menschen Rücksicht zu nehmen, und schnell zur Empörung neigen, wenn diese Rücksichtnahme enttäuscht wird. Daher entstehen diese Skandale um Manipulation.

Was wäre nun, wenn wir lernen würden, Daten nicht für Menschen zu produzieren, sondern um Auswertungsmaschinen zu füttern, indem wir Daten durch Auswertungsmaschinen gewinnen? Also nicht mehr von Menschen für Menschen, sondern von Auswertungsmaschinen für Auswertungsmaschinen?

Meine Überlegung ist: könnte es sein, dass das, was Herr Pforte macht, eine Art Prototyp liefert? Denn wenn man sich seine Auswertungsergebnisse anschaut, dann lassen die nicht sehr viel Klarheit zu. Es sei denn, die Ergebnisse würden exklusiv behandelt. Aber die Methode ist nicht exklusiv, das heißt sie könnte frei zugänglich sein. Und wenn das der Fall ist, dann könnte man diese relativ unklaren Ergebnisse selbst wiederum als Open Data publizieren und darauf warten, ob sie von anderen Auswertungsmaschinen benutzt und weiter ausgewertet werden. Das heißt: ausgewertete Daten der weiteren Auswertung zur Verfügung zu stellen.

Und wenn man nun fragt, was das soll, dann würde ich sagen: Ich weiß das nicht so genau. Kann mir aber vorstellen, dass wenn wir eine andere soziale Struktur der Produktion von Daten erlernen, manche Probleme, mit denen wir uns gegenwärtig herumschlagen wenn nicht verschwinden, so doch mindestens an Brisanz verlieren könnten. Das betrifft insbesondere die Frage, was denn bestimmte Daten über Personen oder Menschen allgemein

aussagen?

Würden wir nun Auswertungsergebnisse von Auswertungsverfahren beurteilen, dann würden wir eher eher überlegen, ob diese Auswertungsergebnisse etwas über diese Verfahren aussagen und weniger über Menschen.

Das ist ein Überlegung, über die ich schon länger nachdenke, aber mit der ich nicht so gut zurecht komme, weil mir eben das Verfahren von Herrn Pforte noch nicht zugänglich ist.

Ideen, was man mit diesem Verfahren machen kann, habe ich bereits, aber die Ideen nützen nichts, wenn man ihre Folgewirkungen nicht kennt. Deshalb muss ich mich in Geduld üben.

Ich hoffe ich habe Sie nicht allzu sehr überfordert.
Vielen Dank.